



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Unsere Missionsstation „St. Anton“ am Jbisi.

---



Welch herrliche Veränderung hat dieser Platz doch seit kaum vier Jahren durchgemacht! Vom früheren Besitzer, Mr. Godburn, der uns die doppelte Anzahl von Acres an Land für Felder in der Nähe Einsiedelns gegeben hatte, hatten wir ein mit Blech gedecktes Wohnhaus und den zerfallenen Kraal übernommen. Ersteres ist jetzt für die Schwestern hergerichtet, letzterer ist gegenwärtig die Wohnung des P. Superior, P. Solanus Peteret. Neugebaut sind bis jetzt, wenn auch in sehr armseliger Weise, ein Raum, der als Kapelle dient, eine Wohnung für die Brüder, für die Kinder, einige Werkstätten und Ställe. — Eine große Wohltat für die Station ist das Vorhandensein von zwei munter-sprudelnden Quellen, welche herrliches Trinkwasser spenden und auch genug Wasser liefern zur Verieselung des Obst- und Gemüsegartens, welche ganz nahe bei der Station angelegt sind. Auch Zuckerrohr gedeiht hier herrlich und gibt ein gutes Wintergrünfütter fürs Vieh. — Mit dem Bau einer neuen Schule aus Stein hat Bruder Garcia, mein Landsmann von der Mosel, schon begonnen. Leider sind die hiesigen Steine nicht von besonderer Güte und ihre Bearbeitung macht dem Bauleiter manche Sorge.

Was die Mission betrifft, bilden St. Bernard und Einsiedeln ein Ganzes. Ein hübscher Kranz von Außenstationen umgibt die Mutterstation: Zwischen St. Bernard und Einsiedeln liegt *M a n d u s - H i l l* — zum Andenken an den seligen Abt Amandus so genannt — ein Platz von 25 Acres, der uns von einem deutschen Siedler, Herrn Schmidt, zum Geschenk gemacht wurde i. J. 1910. Der edle Geschenkgeber, ein Protestant, starb 1913 als Glied der hl. römisch-katholischen Kirche; *R i c h m o n d* mit Kapelle und eifriger Gemeinde; *U m l a z i*, 16 Kilometer von Einsiedeln, mit Kapelle; *G i l a n y o n i*, 24 Kilometer von St. Bernard; *S e l l e - S e l l e*, 28 Kilometer von Einsiedeln.

Am letzten Morgen meiner Anwesenheit in „St. Bernard“ begleitete mich P. Superior auf einen Berg Rücken, von wo man einen herrlichen Ausblick hatte ins nildromantische Umkomazital. Schauerlich-schön kann man diese Gegend nennen. Hohe, himmelanstrebende Felsmassen ragen steil vom Flußufer in die Lüfte, dort an steiler Stelle liegt ein noch unberührter Urwald, da und dort liegt auf freiem Platze ein armseliger Kaffernkraal, zu dem ein halbschwerer Fußsteig führt. Unten, tief im Tale, braust der Umkomazi in steinigem Bette dem Indischen Ozean zu. Auf der anderen Seite des Flusses eine lange, breite und aufsteigende Ebene, die von gewaltigen Felsmassen abgeschlossen wird. Ganz in die Nähe erstreckt sich das Gebiet der benachbarten Mission „St. Michael“ von der anderen Seite her. Das Umkomazital ist ein für die Schwarzen reservierter Bezirk. Ein Weißer könnte in diesen Löchern, namentlich im Sommer, nicht lange leben, denn die Hitze ist dort furchtbar.

Doch der Missionar steigt furchtlos hinab zu diesen Verlassenen und bringt auch ihnen die frohe Botschaft von Christus, dem Erlöser aller Menschen. Möge „St. Bernard“ dieses Umkomazital zu einem Clairvaur, einem Lichttal machen, auf daß die Finsternis des Heidentums auch dort der Sonne der Gerechtigkeit, dem Heiland der Welt, weiche! —

## Unsere Missionsstation „St. Anton“ am Ibißi.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

„St. Anton“ ist eine Filiale unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie und von letzterer etwa 50 Kilometer entfernt. Das dortige Gebiet ist nicht mehr gar zu weit vom Bondoland entfernt und dicht mit Kaffern besetzt. Diese sind der überwiegenden Mehrzahl nach noch Heiden, doch zählt unter ihnen auch der Protestantismus in seinen verschiedenen Sekten zahlreiche Anhänger. Namentlich findet man viele Anglikaner und Wesleyaner. Unsere eigene Katechetenstelle, die, wie oben angedeutet, dem hl. Antonius von Padua geweiht ist, wurde erst vor wenigen Jahren errichtet und zählt gegenwärtig etwa 120 schwarze Christen und gegen 90 Katechumenen. Diese Zahlen sind jedoch in beständigem Wachstum begriffen, denn die dortige Mission berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Zunächst die Frage: wie kamen wir denn dazu, in diesem von der Zentrale Lourdes so weit entlegenen Bezirke eine eigene Katechetenstelle zu errichten? Der Anlaß hiezu ist in hohem Grade merkwürdig und interessant und gewährt einen tiefen Einblick in die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung. Ich bemerke zum Voraus, daß ich über die im Nachstehenden geschilderten Vorgänge bei den verschiedensten Personen die eingehendsten Nachforschungen angestellt habe, und daß alle ihre Angaben bis ins kleinste Detail miteinander übereinstimmen. Meine Hauptzeugen sind die beiden Brüder Joseph und David Maduna; beide sind Katecheten, wohnen am großen Ibißi und sind Männer, auf deren Aussagen man sich verlassen kann. Joseph Maduna erzählte mir nun eines Tages in Gegenwart seines Bruders David folgendes:

Etwa zwei Jahre vor Beginn des Burenkrieges, also im Jahre 1897, lebte hier ein zehnjähriges Mädchen. Sie zählte zu unseren Verwandten, war schon im zweiten Jahre krank und hieß Nkulawu. Ihr Vater, Ruben Maduna, war Protestant, wie wir alle, das Mädchen selbst aber war noch nicht getauft. Es gab damals in hiesiger Gegend noch nicht viele Protestanten, Katholiken aber gar keine, ja, wir hatten noch gar nichts von der Existenz der römisch-katholischen Kirche gehört.

Da das Mädchen von Tag zu Tag schwächer und elender wurde, redeten wir ihm zu, sich taufen zu lassen. Die Antwort des Kindes war: „Ja, ich will mich taufen lassen aber nur von einem wahren Diener Gottes.“ — „Gut,“ entgegneten wir, so wollen wir einen wesleyanischen Prediger kommen lassen; der soll dich taufen.“ — Das Mädchen aber erwiderte rasch: „Nein, ruft ihn nicht; er ist kein wahrer Diener Gottes.“ — „So rufen wir dir einen Prediger der anglikanischen Hochkirche, daß er dich taufe.“ — „Auch ihn will ich nicht; er ist zwar besser als der Wesleyaner, aber auch kein wahrer Diener Gottes.“

Wir waren alle verwundert und wußten nicht, was wir da sagen sollten. Endlich fragten wir die kleine Nkulawu: „Wer ist dann in deinen Augen ein wahrer Diener Gottes?“ Da verklärte sich das Angesicht des Mädchens und erklärte leuchtenden Auges: „Ich sehe ihn, den wahren Diener Gottes; mit diesen meinen Augen schaue ich ihn. Es ist weiß von Angesicht, hat einen schwarzen Bart, trägt ein langes, weißes Kleid (Sabit), darüber ein kürzeres schwarzes (Skapulier), um die Mitte ist er gegürtet, und statt der Schuhe trägt er nur Sohlen mit zwei lebernen Bändern (Sandalen). Das ist der wahre Diener Gottes; er kommt öfters durch



die Lüre herein an meine Lagerstätte und sagt mir, ich solle mich vor dem Tode taufen lassen. Plötzlich, wie er kommt, ist er auch wieder verschwunden."

So das Mädchen. Sie hatte damit offenbar einen Trappisten-Missionar beschrieben, wir aber, die wir damals noch nie einen solchen zu Gesicht bekommen hatten, glaubten, das Mädchen rede in seiner großen Schwäche irre, und Männer, die so sonderbar gekleidet seien, gebe es überhaupt gar nicht; daher erklärten wir ihr, sie möge sich ruhig von einem anglikanischen Prediger taufen lassen. Sie aber wiederholte mit großer Bestimmtheit: „Es gibt solche wahre Diener Gottes, und sie werden sicher einmal hierher kommen, wenn auch vielleicht erst nach meinem Tode. Nehmt sie aber dann in Ehrfurcht auf und höret auf ihr Wort. Die wesleyanische

immer schwächer wurde und sie nicht ohne die heilige Taufe sterben wollte, willigte sie schließlich ein, daß man den anglikanischen Prediger rufe und ließ sich von ihm taufen. Bald darauf hauchte sie still und friedlich ihre Seele aus. Kurz vor ihrem Tode hatte sie noch alle ihre Kleider an ihre Gespielinnen verteilt und die vielen Leute, die zu ihr auf Besuch kamen, immer wieder und wieder aufgefordert, sie möchten doch den wahren Diener Gottes gut aufnehmen, wenn er zu ihnen käme. „Er wird sicher kommen," wiederholte sie des öfteren, „und vielleicht schon bald!" —

Kurz nach ihrem Tode hatte einer ihrer Verwandten, namens Wendelin, ein eifriger Wesleyaner, einen merkwürdigen Traum. Er sah, ähnlich wie Nobulawu, den wahren Diener Gottes; noch mehr, er sah auch seine



Die Landstraße am Rooi Kopjes vorbei, der frühere Elefantenspfad.

Kirche ist nicht gut; die anglikanische ist zwar besser, aber auch nicht die rechte; der wahre Diener Gottes aber, den ich so oft an meiner Lagerstätte sehe, wird euch den Weg zeigen, der zum Himmel führt."

„Es gibt aber auch wahre Dienerinnen Gottes; auch sie sehe ich öfters zu mir hereinkommen. Sie sind weiß von Angesicht und bleiben immer Jungfrauen, um Gott zu dienen. Auf dem Kopf tragen sie ein großes, weißes Tuch (Schleier), sie haben ein langes rotes Kleid und darüber ein kleineres schwarzes (Skapulier), um die Mitte tragen sie einen ledernen Gürtel und auf der Brust ein Kreuz." —

„Diese Beschreibung kam uns ebenso fremdartig vor," fuhr Joseph Maduna in seiner Erzählung fort, „erst später erkannten wir, daß sie genau auf die mit den Trappisten verbundenen Missionschwwestern vom kostbaren Blute passe. Allein vorläufig war weder von diesen wahren Dienern, noch von den Dienerinnen Gottes etwas zu sehen und zu hören, und da Nobulawu

Wohnung, sowie die Kirche, die Schulen, die Gärten, die vielen schwarzen Kinder, die bei ihm waren, und die Dienerinnen Gottes. Zugleich wurde ihm bedeutet, er solle in jene Schule gehen, um dort den Weg kennen zu lernen, der zu Gott führt. Da sich der Traum mehrmals wiederholte, ging Wendelin ganz ernst und still in sich gekehrt einher und wurde schließlich fast krank vor Sorge und Aufregung. Endlich hielt er es zu Hause nicht länger mehr aus und machte sich auf, den wahren Diener Gottes und seine Schule zu suchen. Nach mancherlei Irrfahrten kommt er eines Tages an den Capane-Fluß und sieht hier zu seinem maßlosen Erstaunen die Kirche, die Schulen, Gärten, Kinder, sowie die Diener und Dienerinnen Gottes genau so in Wirklichkeit vor sich, wie er es wiederholt im Traume geschaut hatte! Er war auf unserer Missionsstation Lourdés angelangt, von der er bisher noch nie etwas gehört hatte. —

Mit einem Schlage ist seine ganze Gemütskrankheit geheilt. Er geht zum Missionar, hört seinen Unterricht,



sieht sich auf der ganzen Station alles genau an und eilt dann nach vierzehn Tagen voll Begeisterung in seine Heimat am großen Ibiß zurück. „Nobulawu hat recht gesehen,“ ruft er seinen erstaunt zuhorchenden Landsleuten zu, „es gibt wahre Diener und Dienerinnen Gottes, ich selbst war bei ihnen und habe ihr Haus, ihre Schulen und ihre Kirche und alles andere gesehen!“

Wendelin beobachtete in seinem Eifer, obwohl noch Protestant, sofort mehrere katholische Gebräuche, er machte das heilige Kreuzzeichen, beobachtete am Freitag das Abstinenzgebot usw. Manche wollten sich deshalb über ihn lustig machen, doch da trat sein Onkel Ruben Maduna, der Vater Nobulawus, für ihn ein. „Verpöttele den Wendelin nicht,“ spricht er mit Ernst, „wer aus uns versteht das Wirken der Gnade Gottes im Menschen? Und wer darf es wagen, jemand abzuhalten, dorthin zu gehen, wohin der Herr ihn ruft? Gottes Macht ist ohne Grenzen. Er hat den Propheten Jonas in eine Stadt gesandt, wohin er nicht gehen wollte; er hat, wie mir scheint, auch unsern Wendelin gerufen, drum laßt ihn ruhig seine Wege gehen und belästigt ihn nicht.“ Das wirkte; denn Ruben ist bei seinem Stamme ein hochgeachteter Mann; alles ließ fortan Wendelin in Ruhe.

Er erzählte mir diese merkwürdigen Vorgänge unser Katechet Joseph Maduna in Gegenwart seines Bruders David, und mit seinem Berichte stimmten die Neußerungen anderer Kaffern, sowohl hier in Lourdes, wie drüben am großen Ibiß genau überein.

Mit der Befehrung Wendelins war der Stein ins Rollen gekommen. Wieder ging er fortan zum Gottesdienst nach Lourdes und nahm bald auch andere Jünglinge, speziell die beiden Brüder Joseph und David, mit sich. Die Zahl der Gläubigen am großen Ibiß wuchs, der Häuptling Menzane sandte eigens mehrere Männer zuerst nach dem näher gelegenen Emaus, wo damals noch der Stifter von Mariannhill, der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner, lebte, und dann auf dessen Rat nach Lourdes, um sich von dort einen Priester zu erbitten. Vater Apollinaris Schwammberger, der damalige Superior von Lourdes, ritt sofort persönlich zu ihm, um an Ort und Stelle die Sache in Augenschein zu nehmen. Wie staunten die dortigen Schwarzen, als sie zum erstenmale einen Trappisten-Missionar vor sich stehen sahen, genau so, wie ihnen Nobulawu den wahren Diener Gottes beschrieben hatte! Dadurch allein waren schon viele Gutgesinnte für die katholische Sache gewonnen.

Leider gestattete es der große Mangel an Missionären nicht, einen eigenen Priester nach „St. Anton“, wie die Außenstation später genannt wurde, zu senden. Zunächst mußte man sich damit begnügen, daselbst einen schwarzen Katecheten aufzustellen. Der religiöse Unterricht wurde im Kraale des Ruben Maduna erteilt; bald fand sich dabei eine ganz respectable Zahl von Zuhörern, Heiden sowohl wie Protestanten ein, und seitdem ist die Zahl der Gläubigen in beständigem Wachstum begriffen. Zeitweilig geht ein Priester von Lourdes dorthin, um die hl. Messe zu lesen, und das gesamte Missionswerk zu überwachen.

(Schluß folgt.)

### Krankenbesuch bei einem Aethiopier

Vom Hochw. P. Sigtus Wittkeind, R. M. M.

Reichenau. — „Woher denn ein Aethiopier in Südafrika?“ wird mancher Leser erstaunt fragen. Die Er-

klärung ist einfach: Dieser Aethiopier ist ein alter Kaffer, welcher der Sekte der Aethiopier angehört. Die Sekte selbst ist eine aus dem Protestantismus hervorgegangene protestantisch-heidnische Organisation, die sich von den Europäern durchaus unabhängig machen will, in religiöser Beziehung sowohl wie in politischer. Sie wollen keine weißen Prediger haben, sondern nur schwarze, und würden, wenn sie die Macht dazu hätten, noch heute alle Weißen aus dem Lande jagen. Ihre Devise ist: „Afrika den Afrikanern!“ Daß die englische Regierung ein wachsameres Auge auf diese Sekte hat, ist begreiflich.

Der Held unserer Geschichte nun führt, obgleich er bereits die aethiopische Taufe empfangen hat, noch immer den altheidnischen Namen „Romageba“. Vielleicht hatte er bei seiner Taufe gar das Glück, einen christlichen Frauennamen zu erwischen wie sein ältester Sohn, der „Sujanna“ heißt. Romageba ist mir schon lange bekannt. Vor fünf Jahren etwa zeigte er in Folge eines sonderbaren Traumes Lust, sich uns Katholiken anzuschließen, ließ sich aber dann von den Aethiopiern umgarnen. Jedenfalls haben wir an einem solch schwankenden Menschen nicht viel verloren.

Der Grund, warum ich ihn diesmal wieder besuchte, war die Absicht, in seinem Kraal eines seiner Enkelkinder, das schwer krank war, zu taufen. Das arme Würmchen schaute mich lange so innig und bedeutungsvoll an. O wie gerne hätte ich es getauft, allein Sujanna, der Vater, ließ es nicht zu, und blieb unbittlich. „Wir haben unsere eigene Kirche“, erwiderte er trocken, „und ich erlaube dir nicht, mein Kind zu taufen.“ Da ich sah, daß mit ihm nichts auszurichten war, ging ich zu Romageba, dem Großvater des Kindes. Er war nicht abgeneigt und ließ seinen Sohn Sujanna zu sich bescheiden. Dieser aber kam nicht.

Nun schenkte ich dem Alten zum Lohn für seinen guten Willen einen Apfel. Nachdem er sich durch Fragen genügend überzeugt hatte, daß der Apfel etwas Genießbares, ja ein Lederbissen sei, befahl er seinem Weib, ein Tablett herbeizubringen. Es war dies eine lange, viereckige Holzschüssel mit daumenlangen Füßchen, von Kaffernhand geschnitzt. Offenbar wollte mir Romageba zeigen, daß auch er wisse, wie die Weißen zu essen pflegen. Das Weib kehrte bald mit dem gewünschten Instrument nebst Messer und Gabel zurück, auf dem Weg fleißig den Staub davon wegbläsend. Sie stellte alles vor Romageba hin, der vor seiner Hütte würdevoll auf dem Boden saß.

Nächst inspizierte der Hausherr mit prüfendem Blick die auf dem Tablett liegende Gabel und kommandierte dann: „Sula infoloko! Reinige die Gabel!“ Hierauf erscholl ein zweites Kommando: „Sula umese! Reinige das Messer!“ Der Doppelbefehl wurde von der gehorsamen Ehegattin pünktlich ausgeführt, und Messer und Gabel erhielten an Ort und Stelle auf dem Gras eine fragliche Reinigung. Wer je in einem Kaffernkraal gewesen, weiß, wie es in seiner Umgebung in Bezug auf Reinlichkeit aussieht, namentlich an den mit Gras bewachsenen Stellen. Dies der Grund, weshalb ich die Reinigung eine „fragliche“ nannte.

Nun erging die weitere Ordre: „Reinige die den Apfel!“ — Kunstgerecht und nicht ohne Feierlichkeit wurde der neue Auftrag ausgeführt, genau so, wie die Kaffernweiber einen Kürbis zerteilen, doch so, daß die Apfelfeile mit der Gabel gehandhabt wurden. Nachdem